



Die Julius-Hirschberg-Gesellschaft tagte in Heidelberg

Auf den historischen Spuren der Gründungsmitglieder der DOG (Teil 2)

Im zweiten Teil des Tagungsberichtes zur XXIX. Zusammenkunft der ophthalmohistorischen Julius-Hirschberg-Gesellschaft (JHG) in der Alten Aula der Universität Heidelberg stellt Dr. Sibylle Scholtz (Ettlingen) die Vortragsthemen der dritten und vierten wissenschaftlichen Sitzung sowie die Themen der Posterausstellung dar.

Mit Berichten zur Ophthalmologie im „Altertum und Mittelalter“ beschäftigte sich die dritte Sitzung, die von Prof. Dieter Schmidt und Dr. Gisela Kuntzsch-Kullin moderiert wurde und mit dem Vortrag über „Nebenchari, „der größte Okulist Ägyptens“: Wahrheit und Dichtung“ von Prof. Hans-Reinhard Koch (Bonn), Prof. Andrzej Grzybowski (Posen) und Dr. Konrad R. Koch (Köln) eröffnet wurde.

Dritte Wissenschaftliche Sitzung

Thomas Hall Shastid und Charles J. Snyder berichteten über einen ägyptischen Augenspezialisten namens Nebenchari, der angeblich der größte Okulist des alten Ägypten gewesen sein soll und die Mutter des Perserkönigs Kambyses operiert habe. Die Quelle hierfür sollen die Historien des Herodot sein. Allerdings lassen sich die von den beiden Autoren angegebenen Einzelheiten bei Herodot nicht finden. Die tatsächliche Quelle zu Nebenchari ist ein historischer Roman des deutschen Ägyptologen Georg Ebers, der vor allem durch die Entdeckung und Übersetzung des nach ihm benannten medizinischen Papyrus bekannt wurde. Tatsächlich lässt sich bis heute kein Nachweis finden, der die Kenntnis der Kataraktoperation im prä-hellenistischen Ägypten beweisen würde.

Der diesjährige Vortrag von Prof. Jutta Herde (Halle/Saale) fasste die Thematik zum „Auge im Divan von Hafiz und im West-Östlichen Divan von Goethe“ höchst informativ zusammen. Der persische Dichter Schamsoddin Mohammad Hafiz (1320–1389) war bereits zu Lebzeiten über die Grenzen berühmt. Der Vater war Kohlenhändler, seine Koran-Rezitationen regten den Knaben bereits mit acht Jahren zum Auswendiglernen dieser heiligen Schrift an. Sein eigentlicher Name war Chadscheh-Schamsal-Din Mohammad Schirazi. Er erhielt den Ehrennamen Hafiz („der, der den Koran auswendig kennt“). Seine Heimatstadt Schiraz hat er nur einmal für eine Reise nach Yazd und Isfahan verlassen. Er lernte zunächst das Bäckerhandwerk, widmete sich aber mehr und mehr der Dichtkunst zu. Zu dieser Zeit waren die Dichter von den dynastischen Fürstenhöfen abhängig, was in den zahlreichen panegyrischen Gedichten ersichtlich ist. Er arbeitete unter vier Muzaffariden. Hafiz hinterließ rund 500 Gedichte (Ghaselen), die erst nach seinem Tod als Divan (Versammlung, Sammlung) veröffentlicht wurden. 1812 erschien die erste Divan-Übersetzung ins Deutsche von dem österreichischen Diplomaten und Orientalisten Joseph von Hammer-Purgstall. Johann Wolfgang von Goethe (1749–1832) erfuhr 1814 aus den Tag- und Jahreshäften von

Hafiz Divan. Seine Begeisterung für dieses Werk regte ihn zu dem 1819 herausgegebenen West-Östlichen Divan an. Goethe bezeichnete Hafiz als seinen „Zwilling“. Die persische Dichtkunst verfügt über besondere Eigentümlichkeiten, so die Hyperbolik (Übertreibung), die Panagyrik (Herrscherlob), topische Bilder und körperliche Schönheitsmerkmale, wozu die Augen und die Augenbrauen zählen. Hafiz bezog in 230 Ghaselen, davon in 81 sogar mehrfach, das Auge in unterschiedlicher Ausdrucksweise, ein. Im West-Östlichen Divan von Goethe ist das Auge an 19 Stellen zu finden. Die Verbundenheit der beiden Dichter wurde im Jahr 2000 anlässlich des Besuches des iranischen Staatspräsidenten Chatami in Weimar mit der Einweihung eines Doppeldenkmals Goethe-Hafiz, ein Geschenk der UNESCO an die Stiftung Weimarer Klassik, im Beisein von Bundespräsident Rau, besiegelt.

Zum „Basler Umfeld zur Zeit des Druckes der Anatomien von Andreas Vesal und Felix Platter in Basel“ trug Prof. Balder P. Gloor (Zürich) vor. Die Bedeutung der bildlichen Darstellungen des Auges von Andreas Vesal im Jahre 1543 (Fabrica Pl 73) und von Felix Platter im Jahre 1583 (de corporis humani structura Tom III Fig 4.9) ist zur Genüge abgehandelt. In diesem Vortrag ging es vielmehr um einiges, was sich im baslerischen Umfeld dieser Veröffentlichungen seit der Reformation bis zur Jahrhundertwende um 1600 im Druck- und Verlagswesen, an der Universität, in der medizinischen Fakultät und im bürgerlichen Zusammenleben abgespielt hat. Beispielsweise der Umstand, dass Vesal zur Beaufsichtigung des Druckes seiner Fabrica bei Oporin in Basel aufgetaucht ist. Damit rücken Basler Buchdruck und Verlagswesen, das sich zu dieser Zeit zur Bedeutung desjenigen von Paris und Venedig aufschwang, ins Zentrum des Interesses. Dabei ist der Vater Thomas Platter, der unter anderem zusammen mit Oporin die Erstausgabe von Calvins Christianae religionis institutio 1536 druckte und verlegte, weit wichtiger als der Sohn Felix. Als Vesal nach Basel kam und sich in die Matrikel der Universität hatte eintragen lassen, schickte sich die Medizinische Fakultät gerade an, „aus einem Tiefschlaf zu erwachen“, so der Referent. Mit einer öffentlichen Sektion gab Vesal dem Anatomie-Unterricht einen entscheidenden Impuls, bis diese Fakultät mit Johannes Huber, Felix Platter, Thomas Zwinger und Caspar Bauhin seine eigentliche Blüte erlangte.

Vierte Wissenschaftliche Sitzung

Unter dem Themenschwerpunkt „Varia“ moderierten Prof. Hans-Reinhard Koch und Priv.-Doz. Dr. Gregor Wollensak (Cottbus) die vierte Sitzung, in der Priv.-Doz. Dr. Michael Janusz Koss (Heidelberg) mit „Die Anfänge der Glaskörperentfernung und die Entwicklung zur Makulachirurgie im Rahmen einer pars plana Vitrektomie“ den Auftakt machte. Bis in die sechziger Jahre des 20. Jahrhunderts hinein wurden chirurgische Eingriffe am Glaskörper vermieden,

da die vielfältigen Komplikationen der Glaskörperersatzung noch nicht gut beherrscht wurden. Zu dieser Zeit war die übliche Technik eine Tuffervitrektomie, bei der das vorgefallene Glaskörpergewebe mit einem Tuffler angesaugt, aus dem Augapfel herausgezogen und mit einer Schere abgeschnitten wird. Die Entwicklung spezieller Vitrektome (Saug-Schneidegeräte) machte später das Ausüben von Zug auf den Glaskörper unnötig; dadurch sank die Komplikationsrate beträchtlich. Mit der Entwicklung der Vitrektomie im geschlossenen System (Pars-plana-Vitrektomie, PPV), durch welche ein Druckabfall im Augapfel während der Operation weitgehend vermieden werden kann, erfolgte der Übergang vom defensiven Reagieren auf Situationen, die einen Eingriff am Glaskörper unumgänglich machen, zum geplanten Einsatz der Vitrektomie für eine wachsende Anzahl von Indikationen.

Dr. Gisela Kuntzsch-Kullin (Braunschweig) informierte emotional sehr berührend über „Licht im Dunkel, sprechende Hände – Einblicke in die Taubblindheit und den Lebensweg Helen Kellers“. Taubblindheit ist eine komplexe Sinnesbehinderung, bei der Gehörlosigkeit und Blindheit kombiniert sind. Die Betroffenen gebrauchen ihren Tastsinn, die Hände sind die Augen, die Ohren und die Stimme der taubblinden Menschen. Es gilt noch zu differenzieren zwischen Hörsehbehinderung und Taubblindheit, je nach Ausprägung der Schädigung. Der Zeitpunkt des Eintritts der Sinnesbeeinträchtigung und ab wann Frühförderung einsetzt, ist ganz bedeutsam für die weitere Entwicklung und Lebensperspektive. Im Vortrag wurde über das Leben und den Bildungsweg Helen Kellers, der wohl bedeutendsten Taubblinden berichtet. Sie – die große Humanistin, Philanthropin und Schriftstellerin – ist die absolute Ausnahme in der Geschichte der Taubblinden. Neben der bemerkenswerten Intelligenz und dem unbändigen Willen war entscheidend, dass sie immer an ihrer Seite die ganz besondere Lehrerin und Begleiterin Annie Sullivan hatte. Die Autorin hat im Taubblindenwerk Hannover hospitiert, um den heutigen Stand der Taubblindenbildung zu erfahren. In Deutschland gibt es zirka 10.000 hörsehbehinderte und taubblinde Menschen. Im Alter von 0 bis 20 Jahren sind es etwa 1.000. Heute wie zu Helen Kellers Zeiten gibt es eine Individualförderung zum Erlernen von Kommunikationssystemen wie Körpersprache, Bezugsobjekte, Reliefbilder und Piktogramme, taktile Gebärden, Lautsprache, Fingeralphabet (Lormen) und Braille-Schrift. Trotz aller Förderinitiativen sind Taubblinde lebenslang auf Assistenz und vertraute Begleiter angewiesen.

Der letztjährige Promotions-Preisträger der JHG Dr. Stephan Töpel (Bonn) sprach dieses Jahr über „Trachomkranke Umsiedler als Begleiterscheinung nationalsozialistischer Bevölkerungspolitik“. So manche Infektionskrankheit, die für die Normalbevölkerung des Altreichs keine große Bedeutung mehr hatte, lebte während des Zweiten Weltkrieges wieder auf. Eine dieser Krankheiten

ist das Trachom (Conjunctivitis granulosa). Der Grund für die Wiederkehr des Trachoms war jedoch nicht in den Kampfhandlungen zu sehen, obwohl sich diese im Osten Europas abspielten, also in Trachomgebieten, sondern darin, dass die Bevölkerungsverteilung zielgerichtet verändert wurde: zum einen durch die Angliederung großer Gebiete, die zu Polen gehört hatten, ans Deutsche Reich. Zum anderen ließ die Aufteilung Osteuropas in eine deutsche und eine sowjetische Interessenssphäre riesige Umsiedlerströme entstehen. Hitler hatte alle so genannten Volksdeutschen Osteuropas zur „Heimkehr ins Reich“ aufgerufen, und die Volksdeutschen selbst fürchteten die Sowjets. Die gesundheitliche Verfassung der Umsiedler war einer der entscheidenden Punkte in Sachen Einbürgerung und Wiederansiedlung. Da jeder Umsiedlungswillige einwandern durfte, kamen auch viele Trachomkranke im Reich an, so Deutsche aus dem Baltikum, aus Bessarabien, Galizien und Wolhynien. Nach einem kurzen Überblick berichtete der Vortragende über den weiteren Umgang mit den trachomkranken Umsiedlern bis hin zur Ansiedlung in Trachomdörfern.

Krankheitsbedingt konnte Dr. Heinrich Schall (Radolfzell) leider nicht selber über „Dr. Gustav Ernst Leube (1808–1881), Apotheker zur Krone in Ulm und Begründer der Deutschen Portlandzement-Industrie“, berichten, Prof. Hans-Reinhard Koch übernahm stellvertretend diese Präsentation, da sie einen aktuellen Bezug zum Heidelberger Apothekenmuseum, das am Vortrag besichtigt wurde, hatte: In dem Vortrag wurde über den bedeutendsten Besitzer der ehemaligen Ulmer Kronenapotheke, deren Offizin im Deutschen Apothekenmuseum in Heidelberg zu besichtigen ist, berichtet. Es handelt sich um Dr. Gustav Ernst Leube, geboren am 23. Mai 1808, der, für einen Pharmazeuten ungewöhnlich, auf dem Gebiet der Zementforschung und -herstellung weit über die Grenzen seiner Heimat hinaus bekannt geworden ist. Nachdem Leube als Zehnjähriger seine Mutter verloren hatte, nahm sich sein Onkel Christoph Jakob Faulhaber, der Inhaber der „Kronenapotheke“ seiner an. Schon als junger Student interessierte er sich für die analytische Chemie, Geologie und Mineralogie. Während seiner Ausbildung zum Apotheker in Heidelberg hörte er Vorlesungen bei Leopold Gmelin, einem der damals bekanntesten Chemiker und vertiefte seine Studien an der Bergakademie in Freiberg/Sachsen. Die Zementbeziehungswise Betonherstellung war bereits bei den Römern bekannt, das Wissen ging jedoch in den Wirren der Völkerwanderung verloren. 1756 erfand der Engländer Smeaton den Romanzement gewissermaßen neu, konnte aber das Herstellungsverfahren lange Zeit geheim halten. Doch der Baustoff war zu wichtig, weshalb an vielen Orten in Europa versucht wurde, das Geheimnis der Herstellung zu lüften. Einer dieser Forscher war G. E. Leube. Nach bestandener Staatsprüfung wurde er 1831 Teilhaber und Geschäftsführer der „Kronenapotheke“ sei-

nes Onkels Faulhaber. Er hatte sich seit seiner Jugend für den Zement interessiert und nun untersuchte er das Kalkgestein der Schwäbischen Alb. Aufgrund eingehender Laborversuche und Studien gelang es ihm, gewissermaßen die „Rezeptur“ des Portlandzements zu entschlüsseln. Den dafür geeigneten Kalkmergel fand er in seiner nächsten Nähe bei Blaubeuren und es entstanden nach und nach mehrere kleine Zementfabriken in der Umgebung von Ulm. 1864 gründete er in Allmendingen bei Ehingen/Donau die erste Natur-Portland-Zementfabrik in Deutschland. Der in den Leube'schen Fabriken produzierte Zement war bald nicht nur in Württemberg sehr begehrt, sondern wurde auch auf der Donau bis nach Wien verschifft. Der Bedarf konnte nicht mehr gedeckt werden und so entschloss sich Leube, das bereits bestehende Zementwerk in Gartenau bei Salzburg zu erwerben, insbesondere weil dort im Gutratsberg der erforderliche „Natur-Portlandmergel“ in ausreichender Menge vorkommt. Das Werk wurde laufend modernisiert und vergrößert und ist heute außerdem eines der „umweltfreundlichsten“ Zementwerke weltweit. Es befindet sich noch immer vollständig in Familienbesitz.

Aus Belgien angereist referierte Dr. Frank Goes (Braschaat) über „Die rätselhafte Augenerkrankung des Hilaire-Germain-Edgar Degas (1834–1917)“ zum Abschluss des wissenschaftlichen Programmes. Renoir sagte einmal „Wäre Degas nicht erblindet, wär er nie ein berühmter Maler geworden“. Der Grund: Degas litt in jungen Jahren unter starker Photophobie. Im Alter von etwa 35 Jahren verlor er die Sehfähigkeit seines rechten Auges, mit 55 konnte er nicht mehr Lesen. Es bestehen mehrere Hypothesen zur Ätiologie seiner Erkrankung, die separat diskutiert wurden. Es wurde gezeigt, wie die Verschlechterung Degas' Sehkraft seine künstlerischen Werke beeinflusste und erstaunlicherweise sein künstlerisches Schaffen nicht lähmte, sondern auf originelle Weise sogar angeregt hat.

Poster-Ausstellung

Auch die Poster-Ausstellung bot dieses Jahr wieder vielfältiges ophthalmohistorisches Wissen in Papierform an: Ein im Zeitalter der Femto-Phako höchst aktuelles Thema boten Dr. Kristian Gerstmeyer (Minden), Dr. Sibylle Scholtz (Heidelberg), Dr. Florian Kretz (Ahaus) und Prof. Gerd U. Auffarth mit „Die primäre posteriore laserassistierte Kapsulotomie und die Erstbeschreibung des Berger'schen Raums“ an. Die genaue Kenntnis der Anatomie des retrolentalen Raums und die Identifikation des Berger-Raums mit dem OCT sind Voraussetzungen für eine erfolgreiche primäre posteriore laserassistierte Kapsulotomie. Der Terminus und die Bedeutung des Berger-Raums sind vielen Ophthalmologen bislang nicht geläufig. Erinnerung sei an die Erstbeschreibung durch den österreichischen Augenarzt Emil Berger (1855–1926). Geboren in Wien 1855, Studium und Ausbildung

dort bei Jäger, später in Deutschland bei Graefe (Halle) und Hirschberg (Berlin), eröffnete er 1896 eine Augenklinik in Paris. Seine Arbeiten erstreckten sich auf alle Gebiete der Ophthalmologie. Er entwickelte auch binokulare stereoskopische Lupen und ein Keratoskop. 1887 beschreibt Berger bei der Untersuchung des postlenticulären Raums „eine capilläre Lymphspalte...zwischen der Hinterkapsel und der Grenzsicht des Glaskörpers gelegen“ sowie deren Erweiterung bei einem an Iridocyclitis erkrankten Auge. Diese exakten anatomischen Beziehungen waren nicht bekannt. Viele Anatomen gingen von einer mehr oder minder festen Verbindung zwischen Glaskörper und hinterer Kapsel aus. Die klinische Bedeutung des Berger-Raums war im Rahmen der intrakapsulären und auch der extrakapsulären Katarakt-OP mit Phakoemulsifikation vergleichsweise gering. Mit der primären posterioren laserassistierten Kapsulotomie besteht erstmals die Möglichkeit einer effektiven Nachstarprävention mit Erhalt einer intakten Glaskörpergrenzmembran und dem Verzicht auf eine YAG-Laseriridotomie.

Das Poster zum Thema „Fiat lux – Heilung von Blindheit mit Radiumstrahlen im Jahr 1903“ wurde ebenfalls von Team Gerstmeyer, Scholtz, Kretz und Auffarth präsentiert. Wenige Jahre nach Entdeckung des Radiums durch Marie Curie schöpfte man Hoffnung, durch die mystisch erscheinende Sichtbarkeit selbstleuchtender Radiumpräparate bei geschlossenen oder verbundenen Augen Blinde sehend zu machen oder eine Amblyopie ex Anopia zu vermeiden. Als Ursache für die Lichtperzeption wurden Fluoreszenzeffekte und eine direkte Wirkung auf die Photorezeptoren diskutiert. Der Physiologe Efim Semenovitch (1868–1939), London, benutzte in St. Petersburg Radiumstrahlen, um Blinden eine Art optischer Vorstellung beispielsweise von unterschiedlichen geometrischen Figuren zu geben, die er mit Radiumkristallen in die Luft malte. Er entwickelte eine so genannte „Silhouettenmethode“ zur Verwendung im Blindenunterricht. Auf einem mit Radium zur Fluoreszenz angeregten Schirm ließ er Buchstaben des russischen Alphabetes aufleuchten, um Blinden schreiben und lesen zu ermöglichen. Ein Hauptkritikpunkt seiner Untersuchungen war die Notwendigkeit einer noch vorhandenen Lichtperzeption seiner Probanden, so dass eine Amaurose im strengen Sinne nicht vorlag. Auch schien es möglich, ähnliche Ergebnisse mit einer konventionellen elektrischen Beleuchtung zu erzielen. Die mit dieser Methode verbundene internationale Euphorie lässt sich vor dem Hintergrund des mit der Entdeckung des Radiums verbundenen szientistischen Optimismus und Pragmatismus zu Beginn des 20. Jahrhunderts verstehen. Eine Heilung von Blindheit im eigentlichen Sinne war nicht möglich. Mit zunehmender Kenntnis einer möglichen Strahlenschädigung wurde diese Methode aufgegeben. Sie ist ein vergessenes Beispiel für die breite Anwendung von Radium in

der Medizin, die sich bis in die sechziger Jahre des 20. Jahrhunderts verfolgen lässt.

Auch aus der Heidelberger Schmiede stammten die nächsten beiden Poster, die sich ebenfalls beide mit dem Thema Erblindung und ihrer Bewältigung beschäftigten. Mit „Sehen und gesehen werden: Zur Geschichte des Blindenstocks“ machten Dr. Sibylle Scholtz, Stefanie Liebers (Ilvesheim), Dr. Florian T. Kretz und Prof. Dr. Gerd U. Auffarth auf die Anfänge des „Weißen Stocks“ aufmerksam. Seit Jahrhunderten wurden Stöcke von blinden Menschen zur Orientierung verwendet. Die Einführung des „Weißen Stocks“ scheint eine widersprüchliche Geschichte zu sein: Drei Personen spielten die wesentlichen Rollen in der Geschichte des Weißen Stocks: Der Engländer James Biggs, der 1921 durch einen Unfall erblindet war, strich seinen Blindenstock weiß an, um besser gesehen zu werden. Guilly d'Herbement aus Frankreich spendete 1931 die ersten Weißen Stöcke in Frankreich an blinde Menschen. Der Amerikaner George A. Bonham, Mitglied des Lions Club, sah 1930 ebenfalls die Gefahr bei der Verwendung von dunklen Blindenstöcken; ab 1931 förderte Lions Club International erfolgreich die Verwendung von weißen Stöcken in den USA. Heutzutage ist der Weiße Stock nicht nur eine Mobilitätshilfe, er gilt vielmehr als ein Symbol für Blindheit. Darüber hinaus ist er ein Medizinprodukt der Klasse I. Um die Aufmerksamkeit für die Belange blinder Menschen zu erhöhen, ernannten die USA 1964 den 15. Oktober zum „Tag des Weißen Stocks“.

Zum Thema Blindenhund informierte das Poster „Eine kalte Nase zeigt dir den Weg: Zur Geschichte des Blindenführhundes“ von Dr. Sibylle Scholtz, Dr. Christine Kobelt (Karlsruhe), Andreas Schmelt (Hamburg) und Prof. Gerd U. Auffarth. Es lieferte einen kurzen Überblick über die wichtigsten Schritte in der Geschichte des Blindenführhundes. Erste Ideen, Hunde als Blindenführhund zu verwenden stammten aus Paris (1780) und Wien (1788). Für die Ausbildung dieser Hunde stammen erste Anweisungen ebenfalls aus Wien (1819). Aufgrund der großen Anzahl an Kriegsblinden nach dem Ersten Weltkrieg war das Interesse an Blindenführhunden sehr groß. Die erste Schule für Blindenführhunde weltweit wurde 1916 in Oldenburg gegründet. 1927 gründete die Amerikanerin Dorothy Harrison Eustis in der Schweiz eine Schule, in der die Trainer für Führhunde ausgebildet wurden. Im gleichen Jahr veröffentlichte sie einen Artikel in einer Amerikanischen Zeitschrift über Blindenführhunde. Dieser Artikel brachte den internationalen Durchbruch von Blindenführhunden. Heute sind Blindenführhunde akzeptierte Hilfsmittel in der Verbesserung der Mobilität von Blinden. Die Hunde werden Großteils von Krankenkassen und/oder der lokalen Regierung finanziell unterstützt. Blindenführhunde bieten ihrem Menschen ein hohes Maß an Unabhängigkeit.

Mitgliederversammlung

In der Mitgliederversammlung wurden in Neuwahlen zwei Mitglieder des Vorstandes neu gewählt und eines bestätigt: Mit Prof. Paulus de Jong, Prof. Hans-Reinhard Koch und Prof. Franz Daxecker unterstützen drei kompetente und aktive Ophthalmohistoriker die Aktivitäten der JHG. Als Rechnungsprüfer wurden Dr. Sibylle Scholtz und Dipl.-Med. Sylvia Wendland gewählt.

Dinner Lecture

Der Festabend mit Galadinner bot in diesem Jahr erstmalig auch eine Dinner Lecture: Prof. Bernd Lingelbach (HTW Aalen, Institut für Augenoptik) hielt einen äußerst unterhaltsamen und höchst informativen Vortrag über den Schweizer Physiker L. Albert Necker (1786–1861) und den nach ihm benannten „Necker-Würfel“. Louis Albert Necker de Saussure war ein Schweizer Kristallograph. 1832 beschrieb er ein Phänomen, das ihm häufig bei der Betrachtung von Kristallen begegnete: die wahrgenommenen räumlichen Strukturen waren nicht eindeutig. Mal schien die eine Seite vorne, mal die andere. Die simple Strichzeichnung, die nicht einmal einen Würfel darstellte, machte den „Necker-Würfel“ weltbekannt. Necker war früh nach Schottland ausgewandert. Wäre er stattdessen einmal nach Rom gefahren, dann hätte er zum Beispiel in der Basilica di San Giovanni in Laterano den ganzen Fußboden voller „Necker-Würfel“ gefunden. Nicht nur dort gibt es Necker-ähnliche Muster. In Italien sind solche Muster so populär, dass sie auch in vielen Varianten sogar in Privathäusern zu finden sind. Genau genommen ist das Grundmuster uralte. Heute noch sind in etlichen Ruinen des gesamten römischen Reiches kunstvolle Mosaik zu finden, in denen die Grundelemente aus „Necker-Würfeln“ bestehen.

Am Sonntagvormittag bildete der Besuch des Kurpfälzischen Museums und einem gemeinsamen Mittagessen den gediegenen Abschluss eines Treffens im ehrwürdig-historischen Rahmen. Man darf gespannt sein, was der neue Obmann Prof. Paulus de Jong, 2016 in Aachen aufbieten wird, wenn vom 7. bis 9. Oktober 2016 der Kongress unter seiner Ägide stattfinden wird (www.jhg-online.org).

Eine Neuerung zur JHG: Das wissenschaftliche Programm wurde dieses Jahr erstmals in Buchform mit einer ISBN veröffentlicht, der rufverlag.de hat es als Unterstützung dieser Veranstaltung den Tagungsbesuchern kostenfrei zur Verfügung gestellt. Es kann jetzt direkt vom Verlag oder auch über den Buchhandel bezogen werden.

Dr. Sibylle Scholtz

Freie Medizinerjournalistin, Etlingen

E-Mail: sibylle.scholtz@gmx.de

FEBRUAR 2016

WWW.AUGENSPIEGEL.COM